

Vier Tage, 30.000 Schritte und unzählige Notizen

Ein Besuch an drei Schulen, die zeigen, was möglich ist. Und was anderswo noch fehlt.

7 Uhr morgens. Müde Augen, erwartungsvolle Gesichter am Stuttgarter Hauptbahnhof. Alle mit demselben Ziel: Hamburg. Der Anlass? Innovative Schulen besuchen, die Bildung nicht nur anders denken, sondern anders leben. Dieser Bericht entstand im Rahmen einer universitären Exkursion für angehende Lehrkräfte zu drei innovativen Hamburger Schulen: die Max-Brauer-Schule, die Heinrich-Hertz-Schule und der Alte Teichweg.

Wer diesen Bericht liest, hat vermutlich selbst zwölf oder dreizehn Jahre seines Lebens in Schulen verbracht. Vielleicht erinnert man sich an einzelne Lehrkräfte, die etwas bewegt haben, an Momente, in denen Lernen sich plötzlich leicht anfühlte. Oder aber auch an Momente, in denen das nicht der Fall war. Schule kennt jeder. Genau das macht sie so schwer anders zu denken. Aber was kann Schule sein, wenn man sie neu denkt?



Max-Brauer-Schule: Lernen ohne Klingel

Erster Stopp: Altona. Die Max-Brauer-Schule wirkt von außen unspektakulär. Doch schon beim Betreten der Schule fällt auf, dass dieser Ort anders ist. Plakate für Feminismus, Sticker für queere Sichtbarkeit, klare Statements gegen Rechts. Nicht versteckt, sondern im Sichtfeld aller. Die Max-Brauer-Schule positioniert sich. Laut und bewusst. Dass das nicht ohne Gegenwind bleibt, weiß die Schule. Trotzdem bleibt sie ihrer Haltung treu: Eine Regenbogenflagge, die an der Schule hing, wurde abgebrannt. Kein Versehen. Eine Botschaft. Die Schule hat sie wieder aufgehängt.



So deutlich die Haltung der Schule, so offen gestaltet sich auch ihr Schulalltag: keine Klingel, die den Tag diktiert, Lernbüros zum selbstständigen Lernen sowie Projektunterricht oder Werkstätten. Wir betreten eine Klasse. Letzte Stunde vor der Englischprüfung. Normalerweise läuft in dieser Stunde Lernbüro. Ein Konzept, das Deutsch, Mathe und Englisch vereint und die Schüler:innen im selbstständigen Arbeiten fördern soll. Eigenes Tempo, eigene Lernschwerpunkte für den Tag und trotzdem ein gemeinsames Ziel am Ende des Schuljahres. Das Kernprinzip? Kompetenzraster zum Abhaken. Wer eine Kompetenz beherrscht, hakt ab. Wer nicht weiterkommt, fragt.

Die Lehrkraft sitzt nicht wie gewohnt am Lehrerpult, sondern am „runden Tisch“ zur Besprechung der Aufgaben in Kleingruppen. Ohne Druck. An diesem Tag ist es etwas gelenkter: Die Lehrerin entscheidet sich explizit für Englischunterricht mit einer ausgewählten Aufgabe für alle.

Dieses Prinzip kommt in der Oberstufe häufiger vor, was der Notengebung geschuldet ist. Moment mal, Noten? Bis zur 9. Klasse keine. Stattdessen gibt es in den unteren Klassen persönliche Rückmeldungen anhand von Kompetenzrastern. Was kann dieses Kind und wie entwickelt es sich? Kein Leistungsvergleich mit den anderen, kein roter Stift. Ab Klasse 9 folgt eine Bewertung nach dem uns vermeintlich bekannten Notensystem. Wobei hier selbst die Verwirrung verwirrt ist. Ein neunstufiges Modell, unterteilt in E-Noten (erhöhtes Niveau) und G-Noten (grundlegendes Niveau), ermöglicht Differenzierung je nach angestrebtem Abschluss.

Daneben: ein Differenzierungszimmer mit Sofaecke. Ein Sozialpädagoge, der die Gruppe begleitet und das Wohlbefinden der Schüler:innen im Blick hat. An manchen Tagen stehen bis zu vier Erwachsene gleichzeitig im Raum. Nicht zur Kontrolle, sondern zur Begleitung. In Baden-Württemberg? Im Moment – undenkbar. Man fragt sich unweigerlich, wie der eigene Schulalltag wohl ausgesehen hätte, mit so viel Raum für Begleitung.

Und doch bleibt eine Frage im Raum: Wie trägt ein Kollegium, wenn nicht alle dahinterstehen? Was passiert, wenn die Überzeugung fehlt oder schlicht die Zeit? Die Max-Brauer-Schule funktioniert, weil Menschen dort aktiv etwas erreichen möchten. Das ist ihre Stärke. Und vielleicht auch ihre Grenze.

Die Max-Brauer-Schule: Wer hier lernt, lernt ankommen. Und dann: selbstständig weitergehen.

Heinrich-Hertz-Schule: Inklusion mit Her(t)z

Zweiter Stopp: Winterhude. Gymnasium und Stadtteilschule unter einem Dach. Was zunächst wie ein organisatorisches Konzept klingt, wird hier gelebt. Bis zur 6. Klasse lernen alle gemeinsam in stark heterogenen Klassen. Danach wird differenziert in Gymnasial- und Stadtteilklassen. Wer Abitur machen möchte, findet in der Oberstufe wieder zusammen. Keine vorschnelle Entscheidung nach der 4. Klasse. Stattdessen: Kontinuität.

Wer einmal zugeteilt ist, bleibt. Aber nicht allein. Trotz getrennter Wege bleibt man zusammen. Gymnasium und Stadtteilschule teilen sich dasselbe Gebäude, dieselben Flure, dieselben Stockwerke. Kein Schulwechsel, kein Neuanfang woanders. Die Klassenräume sind groß, hell und von den Schüler:innen selbst gestaltet. Ausflüge, Fotos und Projekte befinden sich an den Wänden. Definitiv kein Einheitslook.



Wer diesen Bericht liest, hat vermutlich selbst zwölf oder dreizehn Jahre seines Lebens in Schulen verbracht. Vielleicht erinnert man sich an einzelne Lehrkräfte, die etwas bewegt haben, an Momente, in denen Lernen sich plötzlich leicht anfühlte. Oder aber auch an Momente, in denen das nicht der Fall war. Schule kennt jeder. Genau das macht sie so schwer anders zu denken. Aber was kann Schule sein, wenn man sie neu denkt?

Was Inklusion hier konkret bedeutet, zeigt sich im Mathematikunterricht. Etwa zwei Sonderpädagog:innen pro Stufe sind fest im Team; nicht als Betreuer:innen, sondern als gleichwertige Lehrkräfte zur Unterstützung. Pro Klasse werden etwa drei Schüler:innen mit Förderbedarf oder mit besonderen Herausforderungen, wie einer Behinderung, inkludiert. Und das, auch wenn die Aussicht auf einen regulären Schulabschluss gering ist. Das Motto: Inklusion mit Her(t)z. Statt Sitzenbleiben als Strafe, wird hier an einem Strang gezogen. Extra konzipiertes Material, differenzierter Kleingruppenunterricht mit Sonderpädagog:innen in einem separaten Raum. All das ist in der Schule Normalität. Wer hier sitzt, sitzt neben jemandem, der die Welt anders erlebt. Neben jemandem, der vielleicht keinen Abschluss machen wird. Neben jemandem mit Anti-Stress-Ball oder mit einem anderen Test auf dem Tisch. Das ist hier kein Randprogramm, sondern Schule. Und das ist Vorbereitung auf das Leben.

Die Schule setzt auf eine enge Bindung zwischen Lehrkräften und Schüler:innen. Ein Vertrauen, das man nicht erzwingen muss. Ehrlichkeit und Spaß kommt dabei selbst in einer Mathestunde nicht zu kurz. Aussagen wie:

„Ich bin heute müde
„Die Aufgabe war langweilig

kommen vor. Niemand zuckt zusammen. Alle Empfindungen werden verständnisvoll aufgenommen.

Die Aufgabe der Stunde: Wie teilt man eine Schokoladentafel gerecht auf? Keine Fangfrage, keine versteckte Formel. „Bei uns isst der, der als Erstes da war alles“, „Mein Vater bekommt alles“, „Bei uns bekommt jeder seine eigene Tafel“. Keine Antwort ist falsch. Erst nach der offenen Diskussion werden die fachlich richtigen Antworten gemeinsam gesichert. Mathematik als Gespräch, nicht als Abfrage.

Wir lehnen uns zurück und beobachten. Kein Kind schaut ängstlich zur Lehrkraft, bevor es antwortet. Kein Zögern aus Angst, falsch zu liegen. Das ist kein Zufall, das ist das Ergebnis aus einer Kultur, die über Jahre aufgebaut wurde. Und die man als angehende Lehrkraft mit nach Hause nimmt: nicht als Methode, sondern als Frage an sich selbst.



Draußen wird ebenfalls gelernt: Projekte wie die Planeten-Rallye für die gesamte 6. Klasse zeigen, dass Schule nicht am Schultor endet. Allerdings nehmen solche Projekte mit zunehmender Klassenstufe ab. Ein echter Wermutstropfen

Und dann ist da noch die Baustelle...Buchstäblich. Die Schule baut ein neues Gebäude für mehr Raum für Inklusion. Ein Projekt, das einen bleibenden Eindruck hinterlässt: Hier wartet niemand darauf, dass sich von alleine etwas ändert. Die Schule verbessert sich selbst. Aktiv, mit Beton und Überzeugung. Die Heinrich-Hertz-Schule zeigt: Inklusion funktioniert, wenn man ihr genug Raum gibt. Und den baut sie gerade.

Alter Teichweg: Inklusion als Haltung, nicht als Pflicht

Dritter Stopp: Dulsberg. Ein Stadtteil, den nicht jeder auf dem Schirm hat. Und eine Schule, die man so schnell nicht vergisst.

Die Schulleitung empfängt uns persönlich. Was folgt, ist keine Präsentation, sondern eine Haltung, die dem ein oder anderen Tränen in die Augen treibt. Der Ausgangspunkt: Kein einziges Kind hatte die Schule bei der Frage nach einem guten Ort genannt. Das war der Moment, in dem die Schule bewusst entschied, sich neu zu definieren und eine Heimat für ihre Schüler:innen zu werden.

Was daraus geworden ist, klingt auf dem Papier nach Widerspruch. 80 Prozent der Schüler:innen beziehen Sozialleistungen. 80 Prozent haben Migrationshintergrund. 86 Nationen unter einem Dach. Politisches Konfliktpotenzial? Neutrale Haltung für den Frieden. Ein Vorbild für alle. Und dazu: Eliteschule des Sports. Die einzige in ganz Norddeutschland. Sieben Schüler:innen waren sogar bei den Olympischen Spielen in Paris dabei. Sieben.

Wie das zusammengeht? Indem man aufhört, es als Widerspruch zu sehen.



Diversität ist hier kein Aushängeschild. Sie ist der Ausgangspunkt. „Be part“ ist das Motto der Schule. Kein Satz für die Broschüre, sondern eine Erklärung. Wer eine Medaille holt, holt sie für alle. Kein Einzelruhm. Keine Zweiklassengesellschaft. Wenn jemand antritt, fährt ein Fanbus mit. Die ganze Schule gewinnt. Oder verliert. Zusammen und ganz nach dem Motto: Alle für einen, und einer für alle.

Das Geheimrezept? Lobkultur und Komplimente-Zettel. Ein Miteinander, das es nur selten gibt.

Drei Schulen. Eine Frage

Trotz ihrer Unterschiede verfolgen alle drei Schulen ähnliche Ziele. Die Max-Brauer-Schule setzt auf Selbstständigkeit und individuelle Lernwege, die Heinrich-Hertz-Schule auf gelebte Inklusion und gemeinsames Lernen, der Alte Teichweg auf eine starke Gemeinschaftskultur. Die Wege sind unterschiedlich, die Grundidee dieselbe. Schule soll ein Ort sein, an dem alle Schüler:innen gesehen werden.

Jedes Kind wird anhand seines eigenen Maßstabs gemessen. Jeder Fortschritt wird gesehen, jeder Fortschritt wird gelobt. Dass das funktioniert, zeigt sich deutlich: Die ehemalige Schülerin Zoe Wees kehrt immer wieder zurück. Zu ihrer „Heimatschule“.



Man hört das und denkt automatisch an den eigenen Schulweg. Wie oft wurde Fortschritt gemessen, aber nie der eigene, immer der im Vergleich. Wie anders hätte sich das angefühlt?

„Made in Dulsberg“, ein von den Schüler:innen selbst entworfenes Logo. Mittlerweile trägt sogar die Sportleistungsklasse mit Stolz diesen Merch. Ein Statement in der Öffentlichkeit. Die Schule schafft Heimat. Nicht als Versprechen, sondern als tägliches Projekt.

Dass das nicht immer reibungslos läuft, merken wir selbst. Eigentlich wollen wir in mehreren Klassen hospitieren. Einige bleiben uns verschlossen. Gerade laufen schwierige soziale Prozesse, heißt es. Kein weiterer Kommentar, keine Erklärung. Man lässt uns weiterziehen. Brennpunktschule ist kein Label, das die Schule von sich weist. Es ist die Realität, mit der sie täglich arbeitet.

Vielleicht die ehrlichste Lektion des Besuchs: Diese Schulen sind keine Vorzeigeprojekte ohne Risse. Sie sind Orte, an denen Menschen täglich hart arbeiten. Oft gegen strukturelle Widerstände, die eigentlich das System lösen müsste, nicht die einzelne Schule.

Die Schule erhielt einst den zweifelhaften Ruf, die unglücklichsten Kinder Hamburgs zu unterrichten. Was andere möglicherweise als Makel empfunden hätten, verwandelte der Alte Teichweg in eine Motivation: den Schüler:innen zu zeigen, dass Herkunft nicht über ihre Zukunft entscheidet.

Das ist vielleicht der stärkste Satz, den man über den Alten Teichweg sagen kann: Sie nehmen was kommt. Und machen etwas daraus.

Hamburg zeigt: Schule kann anders. Mehr Vertrauen statt Kontrolle. Mehr Begleitung statt Aussortieren. Was diese drei Orte eint, ist keine Methode. Es ist eine Haltung. Die Frage ist nicht, ob das möglich ist. Die Frage ist, warum es anderswo noch nicht passiert.